

Wolfgang und Heike Hohlbein

Die Zauberin von Märchenmond

ca. 870 Seiten
Gebundene Ausgabe
Ueberreuter Verlag
Erscheinungsdatum: September 2005
Lesestufe: ab 12 Jahre
ISBN: 3-8000-5175-3
Preis: 19,95 Euro
weitere Infos: www.maerchenmond.de



Kapitel 4

Die Messerebene

Schnapp spielte die beleidigte Leberwurst, während sie die Burg verließen und sich auf den Weg durch die Stadt machten. Einmal ging er so schnell und weit voraus, dass Rebekka ernsthaft befürchtete, den Anschluss zu verlieren, wurde aber gleich darauf wieder langsamer und blieb sogar einen Moment stehen, damit sie zu ihm aufschließen konnte. Allerdings hüllte er sich weiter in beharrliches Schweigen.

Rebekka nutzte die Gelegenheit, um die Stadt noch einmal und mit neuen Augen zu betrachten. Der Gedanke, dass Märchenmond real sein könnte, kam ihr trotz allem immer noch schlichtweg absurd vor, aber auf der anderen Seite war sie auch vor kaum einer Stunde von Ungeheuern angegriffen worden, die es gar nicht geben durfte, hatte leere Ritterrüstungen gesehen, die herumlagen, eine bizarre Sänfte, die von einer Armee Zwerge getragen wurde, und wanderte hinter dem hässlichsten Wesen, das man sich nur vorstellen konnte, durch die Straßen einer verlassenen gläsernen Stadt, die man sich eigentlich nicht vorstellen konnte. Und hätte sie noch Zweifel gehabt, ob sie das alles wirklich erlebt hatte, dann hätten sie wohl spätestens all die winzig kleinen Kratzer und Schrammen, die sie sich auf dem Weg hierher eingehandelt hatte, eines Besseren belehrt. So verrückt es ihr auch selbst vorkam: Sie war in Märchenmond, das auf irgendeine geheimnisvolle Weise tatsächlich existierte. Und ihr Vater hatte davon auf irgendeine geheimnisvolle Weise gewusst.

Aber warum sah es hier dann ganz anders aus, als sie es von seinen Geschichten her kannte?

Alles, was sie hier sah, erschreckte sie, schien aber auch die Behauptung des Zwerges zu bestätigen, was das Schicksal dieser Stadt anging. So umfassend die Verfallserscheinungen waren, die sie erblickte, schienen sie doch nicht das Ergebnis von gewaltsamer Zerstörung zu sein. Was diese Stadt und die mächtige Burg am Ende niedergeworfen hatte, das war vielleicht der einzige Gegner gewesen, dem kein Mensch und auch kein Zauberer widerstehen konnte: Zeit.

Aber wie lange war es her, seit dieser schleichende Untergang begonnen hatte? Immerhin war Glas ein äußerst widerstandsfähiges Material, auf seine Weise sogar haltbarer als Eisen, solange man es nicht mit brutaler Gewalt zerschlug. Aber sie durchquerten ganze Straßen, in denen buchstäblich kein Stein auf dem anderen geblieben war. Jahrhunderte mussten vergangen sein, seit Gorywynn von seinen Bewohnern aufgegeben und verlassen worden war.

Ein weiteres Rätsel: Selbst jetzt bot die Stadt trotz aller unübersehbarer Zeichen des Niedergangs noch einen prachtvollen Anblick. Die Menschen, die hier gelebt hatten, waren reich und glücklich gewesen, und wenn es keine Bedrohung von außen gegeben hatte, warum sollten sie dann eine so prächtige Stadt verlassen haben?

Sie wollte sich gerade mit einer entsprechenden Frage an Schnapp wenden, als der Knirps plötzlich stehen blieb und warnend die Hand hob. Gleichzeitig legte er den Kopf auf die Seite und lauschte mit geschlossenen Augen.

„Was hast du?“, fragte Rebekka alarmiert.

„Still!“, zischte Schnapp. „Hörst du nichts?“

Rebekka lauschte angestrengt, aber alles, was sie hörte, war das ununterbrochene Wehklagen des Windes, der sich an gläsernen Erkern und Winkeln brach, und das Klopfen ihres eigenen Herzens. Anscheinend hatte Schnapp schärfere Ohren als sie. Groß genug waren sie ja.

„Nein“, sagte sie.

Schnapp zog eine Grimasse. „Reiter. Hörst du nichts?“ Er wartete ihre Antwort erst gar nicht ab, sondern nickte heftig. „Sie kommen näher. Wir brauchen ein Versteck. Schnell!“

Unverzüglich fuhr er herum, machte zwei rasche, trippelnde Schritte und blieb wieder stehen, um sich einen Moment lang wild in alle Richtungen

umzublicken. Schließlich deutete er – ziemlich wahllos, wie es Rebekka vorkam – auf das nächstbeste Haus. „Da rein!“

Rebekka hörte immer noch nichts, aber sie folgte ihm schnell, und kaum war sie durch die Tür, da hörte auch sie ein helles Klingen und Klappern: das Geräusch von beschlagenen Hufen auf Glas. Dann nahm sie eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahr und duckte sich hastig unter eine Fensterbrüstung, während Schnapp irgendwo hinter ihr mit den Schatten zu verschmelzen schien.

Keine Sekunde zu früh.

Das Hufgetrappel steigerte sich zu einem Dröhnen, das den Boden unter ihren Füßen erzittern ließ. Schatten verdunkelten das Fenster, unter das sie sich geduckt hatte, und in das helle Geräusch der Hufschläge mischte sich Wiehern, das Scheppern von Metall und das Knarren von altem Leder.

Rebekka wartete mit angehaltenem Atem, bis der Sturm vorübergezogen war, dann richtete sie sich behutsam auf und sah nach draußen.

Es waren Reiter der Schwarzen Garde; wenigstens ein Dutzend, wenn nicht mehr, die in rasendem Galopp in die Richtung sprengten, aus der sie selbst und Schnapp gerade gekommen waren. Im nächsten Moment schon hatten sie die Abzweigung erreicht und waren verschwunden. Rebekka wollte schon erleichtert aufatmen und sich aufrichten, als einer der Reiter plötzlich mit einem brutalen Ruck sein Pferd verhielt – und dann kehrtmachte!

Ihr Herz machte einen jähen Satz bis in ihren Hals hinauf, um dort mit zehnfacher Schnelligkeit weiterzuhämmern, als der Reiter langsam, aber sehr zielsicher auf sie zukam. Ein paar Meter vom Haus entfernt blieb er stehen. Sein Gesicht war hinter dem heruntergeklappten Visier seines Helmes verborgen, aber sie glaubte den durchdringenden Blick seiner Augen und die Berührung einer unsichtbaren, trockenen Hand zu spüren, und gleichzeitig griff irgendetwas nach ihrer Seele, als wollte es jedes Leben aus ihr herausaugen. Eine unheimliche Kälte breitete sich in ihr aus. Rebekkas Herz schlug immer langsamer und schien dann ganz auszusetzen.

Eine kleine Ewigkeit verging, in der der Reiter einfach nur reglos dastand und in ihre Richtung starrte. Dann, endlich, wendete er sein Pferd und folgte seinen Kameraden.

Rebekka stieß mit einem erleichterten Keuchen die Luft zwischen den Zähnen aus. Erst jetzt spürte sie, dass sie tatsächlich den Atem angehalten hatte, solange der Reiter dort draußen stand. Und etwas in ihr erschauerte noch immer bei der bloßen Erinnerung an die unheimliche Gestalt in Schwarz und Gold. Von diesem Reiter war eine körperlich spürbare Bosheit ausgegangen, die irgendetwas in ihr berührt und zu Eis hatte erstarren lassen.

„Sie sind auf dem Weg zurück in die Burg.“ Schnapp war hinter sie getreten, ohne dass sie es bemerkt hatte. „Aber sie werden nicht lange brauchen um zu merken, dass wir nicht mehr da sind. Wir müssen verschwinden.“

Irgendwo in diesem Gedankengang war ein Fehler, das spürte Rebekka, aber sie war viel zu verängstigt und aufgeregt um ihn zu entdecken. Sie nickte nur knapp und folgte Schnapp wieder nach draußen.

Der Knirps deutete in die Richtung, aus der die Reiter gerade gekommen waren. „Da lang. Los. Es ist nicht mehr weit.“

Diesmal ging er so schnell, dass Rebekka wirkliche Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten, aber er hatte Recht: Sie bogen noch zweimal ab und eilten eine lange, gerade Straße hinab, die von deutlich kleineren Häusern flankiert wurde, dann traten sie auf eine breite, gläserne Chaussee, die am Ufer eines gewaltigen, ruhig dahinfließenden Stromes entlangführte. Auf seiner anderen Seite lag eine schier unendliche, grasbewachsene Ebene, hinter der sich eine Mauer aus scheinbar himmelhoch aufragenden Schatten erhob: die Berge, von denen Schnapp gesprochen hatte.

Nur ein kleines Stück entfernt gab es eine kühn geschwungene Brücke aus schimmerndem Glas, die den Fluss überspannte. Rebekka wollte sie ansteuern, aber Schnapp hielt sie mit einer erschrockenen Bewegung zurück und deutete dann nach rechts. „Da lang!“

Rebekka blickte weiter auf die titanischen Umriss im Osten. Das musste das Schattengebirge sein, von dem ihr Vater erzählt hatte. „Hast du nicht gesagt, wir wollen in die Berge?“

„Ja“, antwortete Schnapp einsilbig.

„Und warum gehen wir dann in die entgegengesetzte Richtung?“

„Weil es der sicherste Weg ist“, antwortete Schnapp.
„Wir können ja wohl schlecht über die Messerebene.
Oder bist du scharf darauf einem Nachtmahr zu begegnen?“

„Ich glaube, ich rede gerade mit einem“, murmelte Rebekka. Schnapp sah sie nur verwirrt an, und Rebekka gab sich geschlagen und machte nur eine auffordernde Kopfbewegung. Allmählich begann sie zu verstehen, wieso Schnapp so ungeduldig zum Aufbruch gedrängt hatte. Wenn sie diese gewaltige Grasebene tatsächlich umgehen wollten, dann hatten sie keine Chance, die Berge vor Anbruch der Dunkelheit zu erreichen. Die Stadt erstreckte sich rechts und links entlang dieser Flussseite, so weit sie nur sehen konnte, und möglicherweise sogar noch weiter.

Sie kamen aber auch jetzt nur wenige Schritte voran, bevor Schnapp erneut stehen blieb und lauschte. Sein Gesicht verfinsterte sich. „Verdammt!“

„Was?“, fragte Rebekka alarmiert.

„Sie kommen“, antwortete Schnapp.

Rebekka hörte nichts und sie sah auch nichts. Die Straße lag in beiden Richtungen vollkommen verlassen da. Aber sie hatte ja gerade bereits erlebt, dass das sonderbare Wesen über weitaus schärfere Sinne verfügte als sie. „Und was tun wir jetzt?“

Schnapp zog eine Grimasse. „Anscheinend suchen sie die ganze Stadt nach uns ab“, murmelte er besorgt.

Wieso uns?, dachte Rebekka. Eigentlich wusste ja niemand hier, dass es sie überhaupt gab ...

„Warum verstecken wir uns nicht einfach?“, schlug sie vor. „Hier muss es eine Million Häuser geben! Da können sie suchen, bis sie schwarz werden!“

„Sind sie doch schon“, grinste Schnapp, wurde aber sofort wieder ernst und schüttelte heftig den Kopf. „Man kann der Schwarzen Garde nicht entkommen. Wenn sie deine Spur erst einmal aufgenommen haben, dann kriegen sie dich überall.“ Er hob rasch die Hand und machte eine beruhigend gemeinte Geste. „Aber keine Sorge. Noch sind sie uns nicht auf den Fersen.“

„Woher willst du das wissen?“, fragte Rebekka.

„Weil sie uns dann schon hätten, Dummerchen“, sagte Schnapp mit einem verzeihenden Lächeln und in einem Ton, über den sie später ebenfalls noch reden würden. „Aber wir müssen hier weg, bevor sie es tun. Wenn ich nur wüsste, wohin.“

Rebekka konnte ihm ansehen, wie angestrengt er überlegte – und wie große Angst er hatte. Er drehte sich zwei- oder dreimal im Kreis, und sein Blick tastete unbeständig hierhin und dorthin, bevor er schließlich an der Brücke hängen blieb, auf die sie vorhin schon einmal zugegangen war.

„Du scheinst mir ... ziemlich mutig zu sein“, meinte er zögernd.

„Willst du jetzt damit sagen, dass wir doch über die Brücke gehen?“, fragte Rebekka.

„Oder wir bleiben hier und vertrauen darauf, dass die gesamte Schwarze Garde auf einmal tot umfällt“, schlug Schnapp vor.

„Obwohl es dort drüben so gefährlich ist?“, hakte Rebekka nach.

„Nichts ist gefährlicher als der Schwarzen Garde in die Hände zu fallen“, antwortete Schnapp ernst. „Und da drüben werden sie uns niemals suchen. Keiner, der nicht völlig verrückt oder lebensmüde ist, versucht über die Messerebene zu gehen.“ Er rümpfte die Nase, bedachte sie mit einem langen, nachdenklichen Blick und fuhr dann fast versonnen fort: „Deine Kleider könnten dich schützen ... und ich denke, ich kann schon ganz gut auf mich selbst aufpassen. Wenn wir vorsichtig sind und ein bisschen Glück haben, könnten wir es schaffen. Vielleicht.“

Rebekka beschloss das letzte Wort zu ignorieren. Unsicher blickte sie über den Fluss zu der großen, scheinbar harmlosen und friedlichen Grasebene. Wenn Schnapp es darauf angelegt hatte, ihr Angst zu machen, dann war es ihm gelungen.

Aber was immer sie dort drüben erwarten mochte, es konnte kaum schlimmer sein als diesen unheimlichen Kriegern in die Hände zu fallen. Rebekka hatte zwar nicht die geringste Vorstellung davon, was die Männer von ihr wollten, aber allein die Erinnerung an die unheimliche Kälte, die sie in der Nähe des Reiters verspürt hatte, jagte ihr schon wieder einen eisigen Schauer der Furcht über den Rücken.

„Worauf warten wir dann noch?“ Sie versuchte einen möglichst optimistischen Klang in ihre Stimme zu legen, aber nicht einmal ihr selbst gelang es, das Zittern darin ganz zu überhören.

Schnapp schenkte ihr dann auch nur einen schrägen Blick, ging wortlos an ihr vorbei und bewegte sich rasch auf die Brücke zu.

Sie war weiter entfernt, als Rebekka angenommen hatte; was daran lag, dass sie auch weitaus größer war, als sie auf den ersten Blick ausgesehen hatte – abgesehen von der Burg war sie das gewaltigste Bauwerk, das sie hier bisher gesehen hatte. Sie war so breit wie eine Autobahn und führte in einem so hohen Bogen über den Fluss, dass es Rebekka spürbare Mühe bereitete, sie zu erklimmen. Und sie befand sich in einem ebenso bemitleidenswerten Zustand wie die gesamte Stadt.

Von weitem hatten die Schäden, die die Zeit der gewaltigen Konstruktion zugefügt hatte, gar nicht so schlimm ausgesehen, doch je weiter sie die Brücke hinaufgingen, desto mulmiger wurde ihr zumute. Das schimmernde Geländer aus Glas war fast überall weggebrochen, sodass Rebekka es vorzog, einen respektvollen Abstand zum Rand der Brücke und vor allem dem Abgrund zu halten, der darunter lauerte. Die Pfeiler, dick wie Kirchtürme, waren von der Strömung ausgewaschen und sahen mittlerweile alles andere als vertrauenerweckend aus. Pittoreske Türmchen flankierten den Weg, die zum Teil wie kleine Festungen und allesamt zerfallen waren. Selbst im Boden gähnten gewaltige Löcher. Obwohl Rebekka auch ihnen weiträumig auswich, lösten sich manchmal gläserne Steine von ihren Rändern und stürzten in die Tiefe, wo sie lautlos im Wasser verschwanden. Rebekka war mehr als erleichtert, als sie endlich das gegenüberliegende Ufer erreichten und wieder auf festen Boden traten. Sie war davon überzeugt, dass es die Schwarzen Reiter auf ihren schweren Schlachtrössern nicht wagen würden, ihnen über diese Brücke zu folgen.

Auf dieser Seite des Flusses sah es allerdings auch nicht viel einladender aus. Es gab hier keine Gebäude oder Ruinen mehr, nur ein kurzes Stück Straße, das sich schon nach wenigen Schritten im Gras verlor, das schon vor Jahrzehnten angefangen haben musste sie zu überwuchern. Aber das Gras sah ... seltsam aus. Gar nicht richtig wie Gras, obwohl die Form stimmte und auch die Farbe, ungefähr wenigstens, vielleicht war es ein bisschen zu dunkel, aber vor allem wirkte es irgendwie ... hart.

Rebekka trat zu einem der Büschel hin, streckte die Hand aus und zog sie dann mit einem überraschten Schrei wieder zurück. Ihre Hand blutete. Sie hatte die hüfthohen, zwei Finger breiten Halme kaum berührt und trotzdem hatte sie sich eine tiefe, heftig blutende Schnittwunde zugezogen.

„Messergras“, sagte Schnapp gleichmütig.

Rebekka ächzte. Vor ihnen erstreckte sich eine schier endlose Ebene, die von diesem Teufelszeug bedeckt war, so weit man nur sehen konnte.

„Und da ... sollen wir durch?“, flüsterte sie.

„War doch deine Idee, oder?“, meinte Schnapp trotzig.

Diese neuerliche Unverschämtheit verschlug Rebekka die Sprache, aber Schnapp redete bereits in leicht nervösem Tonfall weiter. „Keine Panik. Es gibt Wege, die durch das Gras führen. Aber wir müssen trotzdem vorsichtig sein. Und nicht noch mehr Zeit verträdeln. Komm.“

Er marschierte los, bevor Rebekka auch nur eine weitere Frage stellen konnte, und diesmal hatte sie es sehr eilig, ihm zu folgen, um nicht den Anschluss zu verlieren.

Schon nachdem sie sich die ersten paar Dutzend Schritte von der Brücke entfernt hatten, wurde das Gras so dicht, dass es kaum noch ein Durchkommen zu geben schien. Aber Schnapp hatte die Wahrheit gesagt: Immer dann, wenn sie glaubte, dass es nun wirklich nicht mehr weiterging, tat sich vor ihnen eine Lücke auf, ein Spalt oder ein schmaler Pfad, auf dem sie weiterkamen. Oft genug kam sie den rasiermesserscharfen Grashalmen dabei gefährlich nahe und eigentlich hätten Rebekkas neue Kleider schon nach wenigen Augenblicken wieder in Fetzen hängen müssen. Doch der schwarze Stoff erwies sich als überraschend unverwüstlich.

Ihre Hände und Unterarme leider nicht. Rebekka blutete schon bald aus Dutzenden winziger, heftig brennender Schrammen und Kratzer, und sie war heilfroh, dass das Gras nur hüfthoch war und ihr nicht etwa bis zum Gesicht reichte. Erstaunlicherweise trug Schnapp nicht einmal den kleinsten Kratzer davon, obwohl er sich nicht annähernd so vorsichtig bewegte wie sie.

Nachdem sie eine Weile unterwegs waren, blieb Rebekka stehen und sah über den wogenden grünen Ozean hinweg zum Fluss hin. Sie erschrak ein wenig, als sie erkannte, wie lächerlich kurz die Strecke war, die sie bisher zurückgelegt hatten, und dann noch einmal, als sie die winzigen schwarzen Punkte erblickte, die sich zwischen den schimmernden Ruinen der Stadt bewegten. Es mussten Dutzende sein.

„Sag mal, Schnapp“, fragte sie, „wie viele Männer haben die Schwarzen Königinnen eigentlich?“

„Immer so viele, wie sie gerade brauchen“, antwortete Schnapp. Er wirkte besorgt, aber nicht sehr. „Komm schon. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“

Er ging weiter und Rebekka wollte sich ihm anschließen, blieb dann aber noch einmal stehen und sah aus eng zusammengekniffenen Augen zur Brücke hin. „Sag mal ... Schnapp?“

„Ja?“

„Hast du nicht gesagt, dass sie uns niemals hierher folgen würden?“

„Tun sie auch nicht“, behauptete Schnapp und schlug mit bloßen Händen ein Bündel rasiermesserscharfes Gras zur Seite.

„Und was“, fragte Rebekka, während sie den Arm hob und auf drei dunkle Punkte deutete, die über die Brücke auf sie zugestürmt kamen, „ist dann das da?“

Schnapp fuhr herum, riss die Augen auf und stieß dann zischend die Luft aus. „Das kann doch nicht wahr sein! Das ... das haben sie noch nie getan!“

„Jetzt tun sie es“, sagte Rebekka düster.

„Stimmt“, murmelte Schnapp. Dann brüllte er: „Lauf!“

Sie stürmten los, aber obwohl Schnapp kaum Rücksicht auf die gefährlichen Grasbüschel nahm, hatten sie natürlich nicht die geringste Chance. Die drei Reiter kamen so schnell näher, als bewegten sie sich gar nicht von der Stelle. Schon nach wenigen Augenblicken waren aus den drei Punkten deutlich erkennbare Gestalten geworden, die mit einer unglaublichen Geschwindigkeit weiter heranwuchsen.

„Verdammt noch mal, was wollen die von uns?“, keuchte Rebekka, während sie mit gewaltigen Sprüngen hinter Schnapp herannte. Messerscharfe Grashalme peitschten gegen ihren Mantel und ihr Kleid, aber der dünne Stoff hielt weiterhin. Trotzdem war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sich einer von ihnen schwer verletzte oder auch nur fiel, und dann war es aus.

Aber wahrscheinlich würden ihre Verfolger sie sowieso schon lange vorher eingeholt haben.

Rebekka war einen Blick über die Schulter zurück und bedauerte es augenblicklich. Vielleicht noch zwanzig

oder dreißig Meter – kaum ein Hopser für die riesigen Pferde – und die Verfolger hatten zu ihnen aufgeholt!

„Verdammt, Rebekka – tu etwas!“, kreischte Schnapp.

Rebekka starrte ihn fassungslos an. Was bildete sich dieser übergeschnappte Knirps nur ein, was sie tun sollte? Etwa darum beten, dass die Pferde über ihre eigenen Füße stolperten oder plötzlich ihre Reiter abwarfen?

Rebekka blickte wieder nach hinten, und ihr Herz schien kurz auszusetzen, als sie sah, wie einer der Reiter ein großes Netz von seinem Sattel löste und wie ein Lasso über dem Kopf zu schwingen begann. Im gleichen Moment machte sein Pferd einen so ungeschickten Schritt, dass es buchstäblich über seine eigenen Beine stolperte. Es fiel nicht, aber es knickte so heftig in den Vorderläufen ein, dass sein Reiter regelrecht aus dem Sattel katapultiert wurde und in hohem Bogen in das messerscharfe Gras flog. Und auch wenn es nur Gras wahr, durchbohrten die Halme die schwarz-goldene Rüstung mühelos. Das Netz, das er in der Hand gehalten hatte, flog davon und riss den Reiter zu seiner Rechten aus dem Sattel, und die leere Rüstung zerbarst in tausend Stücke, als sie mit voller Wucht auf dem Boden aufschlug. Der gewaltige Knall erschreckte das dritte Pferd so sehr, dass es scheute und dann jäh auf die Hinterläufe stieg. Sein Reiter wurde abgeworfen, doch sein Fuß verding sich so unglücklich im Steigbügel, dass er hilflos mitgeschleift wurde, als das scheuende Tier herumwirbelte und sich seinen Brüdern anschloss, die in Panik davongaloppierten.

Verblüfft stolperte Rebekka noch ein paar Schritte weiter, bevor sie stehen blieb und dann vorsichtig zurückging. Die Einzelteile der zerborstenen Rüstung waren in weitem Umkreis verteilt und von ihrem Träger – wenn es jemals einen gegeben hatte – war keine Spur mehr zu sehen. Und dasselbe galt auch für den zweiten Krieger. Die schwarze Rüstung lag von meterlangen Grasschwertern durchbohrt da und war leer.

„Das war aber auch allerhöchste Zeit“, nörgelte Schnapp, der ebenfalls angehalten und wieder zurückgekommen war. Er betrachtete das, was von ihren Verfolgern übrig geblieben war, einen Moment lang und nickte dann anerkennend. „Vielleicht etwas unkonventionell, aber wirksam.“

„Wie?“, fragte Rebekka. Sie verstand nicht ganz, was Schnapp meinte. Schnapp antwortete jedoch nicht, sondern beugte sich zu dem aufgespießten Krieger hinab, zog das Schwert aus seinem Gürtel und wog es abschätzend in der Hand. Nach einem Moment warf er es wieder weg (Rebekka vermutete, dass es ungefähr so schwer sein musste wie er selbst) und nahm stattdessen den Dolch des gefallenen Kriegers an sich. Danach holte er auch den Dolch des zweiten und hielt ihn ihr hin, doch Rebekka schüttelte fast erschrocken den Kopf. Sie verabscheute Waffen; ganz davon abgesehen dass sie nicht damit umgehen konnte.

„Wie du willst“, sagte Schnapp, während er den Dolch ins Gras zurückwarf. „Aber du wirst es noch bedauern, glaub mir.“

Rebekka verkniff sich eine Antwort und sah stattdessen noch einmal zur Brücke zurück. Im Moment waren keine weiteren Reiter zu sehen, aber das bedeutete nicht, dass das noch lange so bleiben musste. Was hatte er gerade über die Garde der Schwarzen Königinnen gesagt? Sie haben immer so viele, wie sie gerade brauchen? Das klang zwar nicht unbedingt logisch, aber Logik hatte in diesem seltsamen Land anscheinend nicht besonders viel Gewicht. Was, wenn sie das nächste Mal nicht drei, sondern dreißig Männer schickten? Rebekka glaubte nicht, dass sie noch einmal ein so unverschämtes Glück haben würden.

„Gehen wir weiter“, schlug sie vor.

Schnapp schien nichts dagegen zu haben und so machten sie sich eiligen Schrittes wieder auf den Weg. Rebekka sah immer wieder über die Schulter zurück, um sich davon zu überzeugen, dass sie auch tatsächlich nicht verfolgt wurden, und auch Schnapp war nun spürbar nervöser geworden. Und schließlich stellte sie die Frage, die ihr schon seit einer geraumen Weile auf der Zunge lag.

„Sag mal, Schnapp – warum hat der Krieger dich vorhin eigentlich geschlagen?“

„Keine Ahnung“, behauptete Schnapp. „Die Kerle brauchen keinen Grund, um jemanden zu schlagen.“

Das mochte stimmen, aber es hörte sich in Rebekkas Ohren trotzdem nicht sehr überzeugend an und sie sagte es auch.

„Woher soll ich das denn wissen?“, fragte Schnapp gereizt. „Vielleicht hat er sich geärgert, weil ich ihn um einen Schluck Wasser gebeten habe.“

„Nur ein Schluck Wasser?“, vergewisserte sich Rebekka. „Bestimmt nicht mehr?“

„Für die Kerle ist das Grund genug“, behauptete Schnapp. „Wir müssen den ganzen Tag schufteln und kriegen kaum genug zu essen und zu trinken. Die Schwarzen Königinnen sind länger geblieben als geplant – aber eigentlich hätte ich mir das ja denken können, das tun sie nämlich immer, seit sie nur noch zu dritt sind. Ja, und dann war unser Wasser aufgebraucht, und ich habe nur gesagt, dass ich Durst hätte, und da hat mich dieser Grobian geschlagen und getreten.“

„Warum hast du dir nicht irgendwo Wasser gesucht?“, fragte Rebekka.

„Wo denn?“, lachte Schnapp. „Die Gasthäuser in Gorywynn sind im Moment allesamt geschlossen, falls dir das entgangen sein sollte.“

Rebekka sagte nichts mehr dazu, aber sie spürte einfach, dass es nicht die ganze Wahrheit war. Sie spürte aber zugleich auch, dass es völlig sinnlos gewesen wäre, ihren Begleiter weiter zu bedrängen.

Schweigend marschierten sie eine geraume Weile nebeneinander her. Rebekka versuchte ein paarmal ein Gespräch in Gang zu bringen, aber Schnapp antwortete entweder nur einsilbig oder gar nicht. Und irgendwann gab sie es auf.

Es wurde warm, dann heiß. Rebekkas Magen begann zu knurren, und schon lange, bevor die Sonne ihren Höchststand erreicht hatte, bekam sie schrecklichen Durst. Und der Weg, der noch vor ihnen lag, schien nach wie vor ganz genauso weit zu sein wie am Anfang. Rebekka glaubte schon lange nicht mehr daran, dass sie die Berge vor Einbruch der Nacht erreichen würden. Wenn sie weiter so erbärmlich langsam vorankamen, dann würden sie Tage brauchen, bis sie den ersten Ausläufern des Gebirges auch nur nahe kamen.

Bis dahin waren sie wahrscheinlich längst verhungert oder verdurstet. Sie brauchte dringend etwas zu essen und Wasser, wenn sie auch nur diesen einen einzigen Tag überstehen sollte.

Schnapp, der vor ihr ging, blieb plötzlich stehen und stieß einen überraschten Laut aus, der zugleich irgendwie enttäuscht klang, und als Rebekka an ihm vorbeitrat, verstand sie zwar durchaus seine Überraschung, ganz und gar nicht aber seine

Enttäuschung.

Vor ihnen trat das Messergras zurück, um eine große, kreisrunde Lichtung zu bilden, in deren Mitte sich ein ebenfalls kreisrunder, kristallklarer See befand. Überdies war die Lichtung nicht leer, sondern mit zahllosen Büschen bewachsen, deren Äste schwer von Beeren waren.

„Wasser“, seufzte sie erleichtert.

„Ja, und frische Beeren“, nörgelte Schnapp. Er bedachte sie mit einem vorwurfsvollen Blick. „Ein anständiges Stück Fleisch wäre mir lieber gewesen.“

„Fleisch ist sowieso ungesund“, sagte Rebekka fröhlich. Was konnte sie denn dafür? Mit schnellen Schritten ging sie an Schnapp vorbei und kniete am Ufer des Sees nieder, um ausgiebig ihren Durst zu löschen.

Das Wasser war eiskalt, und es schmeckte besser als alles, was sie jemals getrunken hatte. Sie trank so lange, bis sie glaubte, platzen zu müssen, ging dann zu den Büschen hin und stopfte sich gierig mit Beeren voll. Sie hatte Früchte wie diese noch nie gesehen, und sie wusste noch nicht einmal, ob sie überhaupt essbar waren oder vielleicht sogar giftig, aber das war ihr in diesem Moment völlig egal. Sie schmeckten ebenso köstlich wie das Wasser, und sie hatte das Gefühl, vor Hunger gleich aus den Latschen zu kippen. Sie aß, bis sie einfach nicht mehr konnte, ging dann wieder zum Wasser und trank noch einmal Unmengen davon. Auch Schnapp aß und trank, entwickelte aber nicht einmal annähernd einen solchen Appetit wie sie und machte auch keinen Hehl aus seinem Erstaunen über die Unmengen, die sie verputzen konnte.

Nachdem sie endlich satt war, fühlte sie sich prompt schläfrig, doch sie verzichtete darauf, sich mit einer entsprechenden Bitte an Schnapp zu wenden. Darüber hinaus war es eine durchaus angenehme Müdigkeit, die sie überkam. Auf den nächsten Metern, die sie weitergingen, musste sie sich zwar fast zu jedem Schritt zwingen, aber dann ging es erstaunlich gut.

„Wie weit ist es eigentlich noch?“, fragte sie, nachdem sie wieder eine Weile gegangen waren. Die Berge schienen noch keinen Millimeter näher gekommen zu sein.

„Kommt drauf an“, murmelte Schnapp. Er schien immer noch ein bisschen beleidigt zu sein, dass es keinen Braten zu Mittag gegeben hatte.

„Worauf?“, bohrte Rebekka.

„Die Ebene ist immer gerade so groß, wie sie eben gerade ist“, antwortete Schnapp.

„Oh“, machte Rebekka. Selbst schuld – was musste sie auch fragen?

Für die nächste Stunde war das alles, was sie miteinander redeten. Für die danach auch und für die danach auch. Die Sonne wanderte weiter über den Himmel, und obwohl die heißeste Zeit des Tages bereits vorüber war, bekam sie bald wieder Durst. Sie wünschte sich, einen weiteren See zu finden, aber natürlich geschah das nicht. Wunder pflegten ja im Allgemeinen nicht sich zu wiederholen.

Und schließlich hielt sie das immer unangenehmer werdende Schweigen nicht mehr aus. „Also gut“, murrte sie. „Heraus mit der Sprache. Wo genau gehen wir hin?“

„In die Berge“, antwortete Schnapp knapp.

„Blödsinn!“, erwiderte Rebekka scharf und mit einer entsprechenden Geste. „Das da sind die Schattenberge, oder?“

Schnapp nickte. Er sagte nichts.

„Sogar mit einem Pferd würden wir eine Woche brauchen um sie zu erreichen!“, beharrte Rebekka.

„Wir haben aber kein Pferd“, antwortete Schnapp.

Und wenn sie eines gehabt hätten, dachte Rebekka, dann hätte er es wahrscheinlich längst aufgefressen. „Und?“

Schnapp hob die Schultern und blickte weiter stur nach vorne. „Wir werden sehen.“

„Was?“, fragte Rebekka nur noch mühsam beherrscht.

„Was eben passiert“, maulte Schnapp.

Rebekka gab auf. Schnapp wollte anscheinend nicht darüber reden.

Sie marschierten eine weitere Stunde gradeaus, und noch eine, und allmählich begann sich die Sonne dem Horizont entgegenzusetzen. Die Berge waren kein bisschen näher gekommen, aber die Schatten wurden nun deutlich länger.

„Wir brauchen einen Platz zum Übernachten“, sagte sie irgendwann.

„Dann wünsch dir doch einen“, nörgelte Schnapp. „Am besten ein gemütliches Gasthaus mit einer Küche,

einem behaglichen Plätzchen am Kamin und einem warmen Bett.“

Rebekka zog eine Grimasse, ertappte sich aber dabei, es tatsächlich zu versuchen, und für einen – wirklich winzigen – Moment hatte sie das Gefühl, dass irgendetwas geschah; es war, als hätte die Wirklichkeit einen Schluckauf bekommen, besser konnte sie es nicht beschreiben.

„Na?“, fragte Schnapp hämisch.

Diesmal war es Rebekka, die sich in beleidigtes Schweigen hüllte. Sie marschierten weiter durch das hüfthohe Gras, und ihre Beine wurden schwer und der Rücken tat ihr bei jedem Schritt ein kleines bisschen mehr weh. Sie protestierte nicht, als Schnapp stehen blieb und vorschlug, dass sie sich jetzt einen Platz für die Nacht suchen sollten. Aber sie fragte: „Hast du nicht gesagt, es wäre zu gefährlich, hier zu übernachten?“

„Das sage ich auch immer noch“, antwortete Schnapp. „Aber bei Dunkelheit weiterzugehen wäre noch viel gefährlicher. Keine Angst, ich passe schon auf dich auf.“

Rebekka legte fragend den Kopf auf die Seite, aber Schnapp dachte gar nicht daran, seine Worte irgendwie zu erklären, sondern sah sich einen Moment lang suchend um, dann zog er den erbeuteten Dolch unter dem Gürtel hervor und begann vorsichtig die hüfthohen Grashalme rings um sie herum abzuhacken.

„Mach es dir bequem. Keine Sorge – sobald man sie abgeschnitten hat, sind sie völlig harmlos.“

Rebekka sah ihn zweifelnd an, griff aber trotzdem vorsichtig nach einem der abgeschnittenen Halme und stellte fest, dass der Knirps die Wahrheit gesagt hatte. Es war ein weicher, völlig harmloser Grashalm.

Auf diese Weise schuf Schnapp rasch eine runde, gute fünf oder sechs Schritte messende Fläche im Grasmeer, die mit einer überraschend weichen, grünen Schicht bedeckt war. Kaum war er fertig, da sank die Sonne endgültig, und es wurde so rasch dunkel, als hätte jemand das Licht ausgeknipst. Rebekka ließ sich auf das Gras sinken und gähnte hinter vorgehaltener Hand.

„Ein Feuer wäre schön“, sagte sie schließlich. Mit dem Sonnenlicht war auch die Wärme nahezu augenblicklich verschwunden.

„Komm bloß nicht auf blöde Ideen“, erwiderte Schnapp. Er klang fast erschrocken. „Dann finden sie uns sofort.“

„Glaubst du, dass die Schwarzen Königinnen noch mehr ihrer Männer hinter uns hergeschickt haben?“, fragte Rebekka.

„Hm“, machte Schnapp. Mehr nicht, aber Rebekka hatte plötzlich das Gefühl, dass er gerade nicht die Schwarze Garde gemeint hatte. Aber sie war jetzt viel zu müde um auch nur weiter darüber nachzudenken. Sie spürte, wie ihr die Augen zuzufallen begannen, und sie wehrte sich nicht dagegen. Warum auch? Nach einem Tag wie diesem hatte sie sich ein paar Stunden Schlaf redlich verdient.

Schnapp schien das anders zu sehen, denn er rüttelte plötzlich so fest an ihrer Schulter, dass ihre Zähne schmerzhaft aufeinander schlugen.

„He!“, protestierte sie. „Was soll das?“

„Du willst doch nicht etwa einschlafen?“, krächzte Schnapp. In seiner Stimme schwang fast so etwas wie Panik mit.

Rebekka sah ihn vollkommen verständnislos an. „Eigentlich mache ich das immer, wenn ich irgendwo übernachte.“

„Aber nicht hier! Bist du verrückt?“

„Nein“, erwiderte Rebekka, „aber müde.“

Schnapp setzte zu einer noch schärferen Antwort an, schluckte sie dann aber mit sichtlicher Mühe hinunter und sah sich einen Moment lang ziemlich ratlos um. Schließlich hob er die Schultern und seufzte. „Vielleicht hast du ja Recht. Es war ein anstrengender Tag und morgen wird bestimmt noch anstrengender. Aber nicht so!“

„Nicht so?“ Rebekka blinzelte. Was meinte er denn jetzt schon wieder?

Schnapp machte eine flatternde Geste mit beiden Händen, mit der er überall und nirgends zugleich hindeutete. „Du musst dich zudecken.“

„Zudecken?“, wiederholte Rebekka verständnislos.

„Mit deinem Mantel, ja“, fauchte Schnapp. „Der Stoff könnte dich schützen. Vielleicht.“

Rebekka wollte widersprechen – das war doch völlig lächerlich! –, aber was sie in Schnapps Augen las, war die blanke Angst. Sie erinnerte sich, dass er vorhin

schon einmal eine ähnliche Bemerkung gemacht hatte, was ihre Kleidung anging. Und der Mantel mit seiner riesigen Kapuze war durchaus groß genug, um sich darunter zu verstecken. Außerdem wurde es allmählich wirklich kalt.

Sie rollte sich zusammen und setzte dazu an, sich ganz in ihren Mantel einzuwickeln und auch die Kapuze über den Kopf zu ziehen, hielt dann jedoch mitten in der Bewegung inne und sah fragend zu Schnapp hoch. „Und ... du?“

„Mir passiert schon nichts“, antwortete Schnapp, aber er tat es für Rebekkas Geschmack ein wenig zu schnell und in viel zu überzeugtem Ton.

„Bist du sicher?“

Schnapp nickte, aber er sah sie dabei nicht an. „Ja. Mach hin! Sie müssen bald hier sein. Ich wundere mich sowieso, dass sie uns noch nicht gefunden haben.“

Rebekka ließ sich zwar wieder zurücksinken, schlug den Mantel aber im Gegenteil noch weiter auf. Schnapp glotzte sie an.

„Nun komm schon. Der Mantel ist groß genug für uns beide.“

„Bist du ... sicher?“, fragte Schnapp zögernd. Zugleich sah er sich abermals rasch und eindeutig verängstigt um. Und war da nicht etwas wie ein unheimlicher Schatten, der rasch und lautlos über den Himmel glitt und die Sterne verdunkelte?

„Das Ding ist so groß wie ein Zelt“, beharrte Rebekka. „Aber du behältst deine Finger bei dir, ist das klar?“

Schnapp sah sie zwar verständnislos an, beeilte sich dann aber mit unter den Mantel zu schlüpfen und sich an ihre Seite zu schmiegen. Sein Körper war knochig und fühlte sich selbst durch den Stoff ihres Kleides so kalt wie Eis an. Es klimperte leise, als er neben sie unter den Mantel glitt.

„Schnell jetzt“, drängte er. „Du musst den Mantel ganz um uns wickeln! Sie dürfen kein Fitzelchen von uns sehen!“

Rebekka begriff immer noch nicht, wovon er überhaupt sprach, aber die Panik in seiner Stimme überzeugte sie, dass es besser war, zu tun, was er sagte, und hinterher Fragen zu stellen. So schnell sie konnte, hüllte sie sich und den Zwerg in den schwarzen Mantel und zog anschließend die Kapuze so weit nach vorne, wie es nur ging. Jetzt bekam sie zwar kaum noch Luft,

doch Schnapp schien wenigstens einigermaßen zufrieden zu sein.

„So, und jetzt?“

„Still!“, zischte Schnapp. „Keinen Laut. Sie sind da!“

Wer?, dachte Rebekka. Sie lauschte angestrengt, hörte aber nichts. Jedenfalls nicht im ersten Moment. Dann ...

Es begann mit einem Geräusch, das fast wie der Wind klang, der durch das hüfthohe Gras strich. Aber eben nur fast. Da war noch etwas anderes in diesem Geräusch, das allmählich an Lautstärke zunahm. Etwas ... Kaltes, Bösartiges.

Ihr Herz begann zu klopfen, und sie spürte, wie ihre Handflächen feucht wurden. Schnapp gab keinen Laut von sich, aber er begann immer heftiger zu zittern. Das Geräusch kam näher, schwoll an und wurde wieder leiser, und dann zupfte irgendetwas an ihrem Mantel, ganz sacht nur, aber auf eine Weise, die sie bis ins Mark erschreckte. Bilder von dünnen Skelettfingern erschienen vor ihrem inneren Auge, von Spinnenbeinen, die über ihren Körper krabbelten. Das Geräusch wurde wieder lauter, aber es klang jetzt nicht mehr nach dem Säuseln von Wind im Gras, sondern wie das Flüstern leiser, böser Kinderstimmen, aber auch das Klappern winziger, rasiermesserscharfer Beißzangen. Sie sah gebogene Zähne, von denen Blut tropfte, und schwarze, glotzende Spinnenaugen, die sie anstarrten. Rebekka hasste Spinnen. Wenn es etwas auf der Welt gab, vor dem sie eine vollkommen irrationale, aber dennoch unbezwingbare Angst hatte, dann waren es Spinnen. Und sie wusste einfach, dass dies hier Spinnen waren, die wie eine riesige haarige Flut über Schnapp und sie hinwegrollten, mit ihren langen schwarzen Beinen über sie wuselten, tasteten und zitterten und beharrlich nach einem Spalt in dem Mantel suchten, einer Falte, die sie übersehen hatte, einer winzigen Lücke, durch die sie zu ihr hereinkriechen konnten ...

Der Gedanke war fast mehr, als sie ertragen konnte. Sie hätte geschrien, hätte ihr die Furcht nicht die Kehle zugeschnürt, und obwohl die Panik immer schlimmer wurde, musste sie sich mit aller Kraft beherrschen, um nicht einfach aufzuspringen und davonzurennen.

Und es schien endlos zu dauern. Vielleicht waren es in Wirklichkeit nur Minuten, aber Rebekka kam es wie eine Ewigkeit vor, in denen sie zitternd und halb verrückt vor Angst dalag. Irgendwann, nach einer Million Jahren oder so, hörte das Zupfen und Reißen an

ihrem Mantel auf und auch das zischelnde Geräusch wurde wieder leiser und verklang dann ganz. Trotzdem wagte sie es auch dann eine ganze Weile nicht, nur einen Muskel zu rühren.

„Ist es ... vorbei?“, fragte sie unsicher.

„Ja“, antwortete Schnapp. „Ich glaube schon.“ Er bewegte sich unruhig neben ihr, und seine spitzen Knochen stachen schmerzhaft in ihre Seite. Seine Stimme wurde quengelig. „Verdammt, ich habe dir doch gesagt, dass du nicht einschlafen sollst!“

„Einschlafen?“, wiederholte Rebekka verständnislos. „Bist du verrückt? Ich habe nicht geschlafen!“

„Ach?“, zischte Schnapp. „Hast du nicht?“

„Nein!“, beharrte Rebekka. „Ganz bestimmt nicht!“ War der hässliche Gnom jetzt endgültig durchgeknallt?

„So?“, krächte Schnapp. „Und was ist dann das?“ Und damit schlug er mit einem einzigen Ruck den Mantel zurück.

Rebekka hätte um ein Haar aufgeschrien – aber dann riss sie stattdessen nur verblüfft die Augen auf und starrte in den Himmel.

Er war blau.

Sterne und Mond waren verschwunden und hatten einem strahlend blauen, wolkenlosen Morgenhimmel Platz gemacht.

„Aber das ... das ist doch nicht möglich“, murmelte sie fassungslos. Sie wusste, dass sie nicht geschlafen hatte.

Was sie sah, bewies jedoch das Gegenteil. Und jetzt spürte sie auch, dass sie ausgeruht und erquickt war, als hätte sie tatsächlich die ganze Nacht durchgeschlafen.

Zögernd stand sie auf. Für einen Moment drohte die Erinnerung sie noch einmal zu überwältigen. Sie wagte es nicht, an sich hinabzublicken, aus Angst, etwas Haariges mit viel zu vielen Beinen zu sehen, das sich in ihren Mantel gekrallt hatte. Nach einem Augenblick aber zwang sie sich dazu, und natürlich war da rein gar nichts.

„Wir hatten verdammt Glück“, nörgelte Schnapp. „Wenn ich dir noch mal sage, du sollst nicht einschlafen, dann ...“ Er brach mitten im Satz ab, runzelte die Stirn und ging plötzlich los. Rebekka folgte ihm, verwirrt und schon wieder ein bisschen alarmiert,

blieb dann aber abrupt wieder stehen. Ihr war etwas aufgefallen, was sie fast noch mehr verstörte als alles andere. Sie hätte geschworen, dass der Zwerg an jeder Hand und jedem Fuß sechs Finger beziehungsweise Zehen hatte; aber jetzt waren es ganz eindeutig fünf. Und war er nicht gestern kahlköpfig gewesen? Jetzt trug er jedenfalls eine strubbelige Kurzhaarfrisur.

Rebekka verscheuchte den Gedanken. Anscheinend spielte ihr Gedächtnis ihr jetzt schon böse Streiche, aber das war ja auch kein Wunder. Ihr Nervenkostüm schleifte am Fußboden, nach allem was sie bisher erlebt hatte.

Und was sie sah, als sie sich wieder in Bewegung setzte, das trug auch nicht gerade dazu bei, sie zu beruhigen.

Sie mussten nur wenige Schritte gehen. Das Gras war in weitem Umkreis zertrampelt, nicht nur in dem kleinen Bereich, den Schnapp für sie frei gehackt hatte, und schon nach wenigen Augenblicken stießen sie auf die erste zerschmetterte Rüstung.

Rebekka hatte fast Mühe, sie zu erkennen. Im allerersten Moment glaubte sie einfach nur einigen Klumpen aus verbogenem schwarzen Metall gegenüberzustehen. Erst beim zweiten Hinsehen begriff sie, dass es eine zerfetzte schwarze Rüstung war, deren Einzelteile weithin verstreut waren.

„Die Schwarze Garde?“, murmelte sie mit belegter Stimme.

Schnapp nickte andeutungsweise, ohne den Blick von den Resten der Rüstung zu nehmen. „Sie haben sie erwischt.“

Rebekka fragte sich, wer wohl mit sie gemeint war – aber eigentlich wollte sie das gar nicht so genau wissen. Trotzdem beugte sie sich mit klopfendem Herzen vor und musterte die Metallklumpen noch einmal aufmerksamer. Nein, zumindest sah sie keine Spinnenbeine. Insgeheim atmete sie erleichtert auf.

„Da drüben sind noch mehr.“ Schnapp marschierte los, ohne auf ihre Reaktion zu warten, und nach einem Moment folgte ihm Rebekka, wenn auch mit einem sehr unguuten Gefühl.

Es war berechtigt.

Schnapp führte sie zu einer zweiten, womöglich noch schlimmer zugerichteten Rüstung, dann zu einer dritten, vierten ... Rebekka gab es auf, sie zu zählen, und nach einer Weile blieb auch Schnapp stehen und

schüttelte den Kopf. „Mindestens ein Dutzend“, sagte er und warf ihr einen schrägen Blick aus seinen hervorstehenden Glubschaugen zu. War seine Nase kürzer geworden, fragte sich Rebekka verwirrt.

„Also ich weiß ja nicht genau, wer du bist, Rebekka“, sagte er, „aber du musst den Schwarzen Königinnen gewaltig auf die Zehen getreten sein, wenn sie uns eine halbe Armee auf den Hals hetzen.“

„Ich?“, fragte Rebekka.

„Wer denn sonst?“, fragte Schnapp. „Sie haben ihre Krieger noch nie hierher geschickt, noch nicht einmal, als sie noch zu viert waren. Sie müssen genau gewusst haben, was ihnen passiert. Wenn sie so viele von ihren Soldaten opfern, dann musst du ihnen verdammt viel wert sein.“

„Ich?“, fragte Rebekka noch einmal und schon deutlich schärfer. „Darf ich dich daran erinnern, dass deine drei Schwarzen Königinnen nicht einmal wissen, dass es mich gibt?“

„Sie wissen auch nicht, dass es mich gibt“, behauptete Schnapp. „Ich bin nur einer von tausend Sklaven, die für sie arbeiten. Warum sollten sie mich jagen?“ Er kam ihrer Entgegnung zuvor, indem er heftig den Kopf schüttelte. „Sie haben es noch nie gewagt, ihre Krieger hierher zu schicken. Und ich habe auch noch nie gehört, dass jemand einfach so in der Verbotenen Stadt auftaucht, der keine Ahnung hat, wer er ist und wo er herkommt, und auch angeblich noch nie von den Schwarzen Königinnen und der Schwarzen Garde gehört hat und uralte Geschichten erzählt, an die sich heutzutage kaum noch jemand erinnert.“ Seine blauen Augen wurden schmal. „Da fängt man doch an zu überlegen und sich die eine oder andere Frage zu stellen, oder?“

„Was willst du damit sagen?“, meinte Rebekka lauernd.

„Nichts“, antwortete Schnapp. „Ich denke nur laut, das ist alles.“

„Ja, das merkt man“, erwiderte Rebekka. „Es knirscht, weißt du?“

Schnapp holte tief Luft, beherrschte sich dann aber. „Was hältst du davon, wenn wir uns später streiten?“, schlug er in überraschend versöhnlichem Ton vor. „Wir sollten von hier verschwinden, bevor noch mehr von diesen Blechköpfen hier auftauchen.“

Rebekka erschrak. „Du meinst sie ... sie schicken noch mehr?“

„Nö“, antwortete Schnapp. „Aber gestern Abend hätte ich auch geschworen, dass niemand so verrückt ist uns hierher zu folgen.“ Er machte eine vage Handbewegung zu den Schatten am Horizont hin. „Wir sollten losgehen. Wir haben noch einen ziemlich langen Weg vor uns.“

Auch Rebekka sah kurz nach Osten – die Berge waren keinen Deut näher gekommen als gestern, und sie hatte das Gefühl, dass sich daran auch nichts ändern würde, wenn sie eine ganze Woche weitermarschierten –, wandte sich dann aber wieder in die entgegengesetzte Richtung. Der wogende grüne Grasozean hinter ihnen war leer, aber das würde möglicherweise nicht mehr lange so bleiben. Sie sah wieder in den Himmel hinauf. Die Sonne war gerade in den Horizont geklettert, und spätestens jetzt würden die Schwarzen Königinnen wohl allmählich begreifen, dass die Krieger, die sie hinter ihnen hergeschickt hatten, nicht zurückkehren würden ... und vielleicht ein weiteres Dutzend (oder auch zwei oder drei) losschicken.

Rebekka versuchte die Entfernung zu schätzen, die Schnapp und sie am vergangenen Tag zurückgelegt hatten. Allzu groß war sie nicht, wie sie sich bekümmert eingestand; jedenfalls nicht, wenn man bedachte, wie schnell ein Reiter vorwärts kam.

„Wie weit ist es noch?“, fragte sie.

„So weit, wie es eben ist“, antwortete Schnapp.

Rebekka schloss die Augen und zählte in Gedanken ganz langsam bis fünf, ehe sie mit mühsam beherrschter Stimme sagte: „Das reicht jetzt, Schnapp. Ich möchte eine Antwort, keine chinesischen Glückskeks-Weisheiten!“

Sie bezweifelte, dass Schnapp wusste, was ein Glückskeks war, aber er schien immerhin zu begreifen, was sie meinte.

„Ich ... ähm ... weiß es nicht“, gestand er kleinlaut.

„Du weißt es nicht?“, keuchte Rebekka.

Schnapp machte ein trotziges Gesicht. „Nein, ich weiß es nicht. Niemand weiß es.“

„Wieso?“, fragte Rebekka noch einmal.

„Weil noch niemand auf diesem Weg in die Berge gegangen ist“, antwortete Schnapp mit einem völlig verunglückten Lächeln.

Rebekka ächzte. „Wie bitte?!“

„Niemand geht über die Messerebene“, erklärte Schnapp. „Die Nachtmahre töten jeden, der es auch nur versucht.“

Rebekka sah ihn geschlagene zehn Sekunden lang einfach nur empört an. „Wenn du dir in diesem Punkt so sicher bist, warum hast du uns dann überhaupt hierher gebracht?“, ächzte sie schließlich.

„Wir leben doch noch, oder?“, versetzte Schnapp patzig. „Außerdem war ich sicher, dass dein Mantel uns schützt ... oder habe es jedenfalls gehofft.“

Rebekka überhörte den letzten Halbsatz geflissentlich. „Wieso?“

„Er ist aus Seide“, antwortete Schnapp. Nach einem halben Atemzug fügte er hinzu: „Aus Spinnenseide.“

Rebekka konnte spüren, wie sich jedes einzelne ihrer Haare aufstellte. „Wie?!“, ächzte sie. Wäre sie nicht vor Entsetzen einfach gelähmt gewesen, hätte sie den Mantel angeekelt von den Schultern gerissen.

„Die Seide von Traumspinnen“, bestätigte Schnapp ungerührt. „Sie ist das Einzige, was vor einem Nachtmahr schützt. Aber ehrlich gesagt war ich nicht ganz sicher.“ Plötzlich grinste er. „Hat doch geklappt, oder?“

„Ja“, grollte Rebekka. „Und das war auch dein Glück.“

„Wieso?“ Schnapps Feixen wurde noch breiter. „Wenn es schief gegangen wäre, was hättest du mir denn dann noch tun können?“

Rebekka verzichtete vorsichtshalber darauf, irgendetwas zu antworten. Stattdessen drehte sie sich mit einem Ruck um und marschierte los.

Eigentlich ging ihre Wanderung so weiter, wie sie angefangen hatte, nur mit vertauschten Rollen: Diesmal war es Rebekka, die eine Weile beleidigt vorausmarschierte, und Schnapp, der ein gutes Stück hinter ihr herdackelte.

Rebekka dachte intensiv über das Rätsel der vergangenen Nacht nach. Sie wusste, dass sie nicht geschlafen hatte, nicht eine einzige Sekunde – aber die Sonne stand eindeutig am Morgenhimmel. Wo war die Nacht nur geblieben?

Eine Erklärung wäre natürlich, dass die Nächte hier extrem kurz waren (eine halbe Stunde oder so), aber dagegen sprach, dass zumindest der vorherige Tag ganz genauso gewesen war, wie sie es erwartet hatte – zumindest, was seine Länge anging –, und der

Unterschied zwischen Tag und Nacht doch gewiss nicht so groß sein konnte.

Noch ein Rätsel, das zu nichts anderem führte als zu Kopfschmerzen. Außerdem kam es ihr allmählich albern vor, sich genauso kindisch zu benehmen wie Schnapp gestern. Sie ging langsamer, blieb aber schließlich stehen und wartete, bis Schnapp zu ihr aufgeholt hatte. Er funkelte sie an und wollte einen Bogen schlagen um sie zu umgehen, aber Rebekka vertrat ihm rasch den Weg und zwang sich zu einem entschuldigenden Lächeln.

„He, jetzt lass es gut sein. Ich war nur ein bisschen erschrocken. Man wacht schließlich nicht jeden Morgen auf und findet zwölf tote Ritter, die einem an den Kragen wollten.“

Schnapp schwieg zwar nach wie vor, ging aber nun wenigstens schon wieder neben ihr her. Und Rebekka spürte, dass er nur darauf wartete, dass sie etwas sagte.

„Es ist doch vollkommener Quatsch, hier einfach weiterzulaufen“, meinte sie schließlich. „Wir kommen doch überhaupt nicht vom Fleck!“

„Jau“, machte Schnapp. „Zu Fuß bräuchten wir wohl wirklich etwas zu lange.“ Er warf ihr einen schrägen Blick zu. „Wir bräuchten ein Pferd ... Kannst du reiten?“

„Ein bisschen“, antwortete Rebekka. Das war übertrieben. Sie hatte zwar vor zwei oder drei Jahren einmal Ferien auf einem Reiterhof gemacht, traute sich aber gerade mal zu, sich irgendwie im Sattel zu halten. Und wo zum Teufel sollten sie inmitten dieses riesigen grünen Ozeans ein Pferd herbekommen?

„Ein Pferd“, wiederholte sie spöttisch. „Prima Idee. Sag mir Bescheid, wenn du eins siehst.“

Aus einem Grund, den Rebekka nicht nachvollziehen konnte, schienen diese Worte Schnapp regelrecht wütend zu machen. Er presste die Lippen zusammen, schluckte aber alles hinunter, was ihm so offensichtlich auf der Zunge lag. Und jetzt fiel Rebekka auch auf, dass er sich tatsächlich verändert hatte: Sein Gesicht bestand immer noch aus unzähligen Falten und Runzeln, aber er war nicht mehr annähernd so hässlich wie gestern, und auch seine Haut war deutlich heller geworden.

„Also jetzt sag schon, was wir machen sollen“, drängte sie. „Zu Fuß sind wir wahrscheinlich eine Woche

unterwegs, und das stehen wir kaum durch. Habe ich Recht?"

„Schon möglich“, nörgelte Schnapp, zuckte mit den Schultern und blickte sich nach hinten um, bevor er im selben Tonfall hinzufügte: „Oder auch nicht. Frag doch mal die da.“

Rebekka folgte seinem Blick und war nicht einmal mehr wirklich überrascht, als sie die Gruppe winziger schwarzer Punkte sah, die über dem wogenden grünen Grasmeer aufgetaucht war. Ein verirrter Sonnenstrahl brach sich auf blitzendem Gold.

„Eine Stunde“, sagte Schnapp düster. „Allerhöchstens. Dann haben sie uns.“ Auch er klang nicht wirklich erschrocken, sondern eher resigniert.

Rebekka zog die Unterlippe zwischen die Zähne. „Und wenn wir rennen?“, fragte sie ohne große Hoffnung.

„Na ja: eine Stunde und fünf Minuten“, vermutete Schnapp.

„Du hast eine reizende Art, einem Mut zu machen.“

Schnapp zog eine Grimasse. „Du hast mir nicht zugehört, wie? Das ist die Schwarze Garde. Sie haben unsere Spur aufgenommen. Niemand kann ihnen entkommen.“

„Dann können wir ja auch genauso gut gleich aufgeben“, erwiderte Rebekka.

„Das habe ich nicht gesagt. Ich habe nur gesagt, dass wir ohne Pferd nicht weit kommen. Also was ist jetzt? Willst du reiten oder nicht?“

„Was soll das heißen: Also was ist jetzt?“, wiederholte Rebekka verwirrt. „Ich kann mir doch kein Pferd aus den Rippen schneiden.“

Schnapp starrte sie missmutig an.

„Oder?“, murmelte Rebekka. Plötzlich wurde ihr ganz komisch.

„Hast du es immer noch nicht kapiert?“, fragte Schnapp. Er spießte mit einem fast schon normal aussehendem Zeigefinger nach Rebekkas schwarzem Mantel. „Was glaubst du wohl, wo das Zeug da hergekommen ist? Oder wieso uns die drei Krieger gestern nicht erwisch haben? Normalerweise sind sie nicht so blöd, vom Pferd zu fallen und sich den Hals zu brechen.“

Rebekka starrte ihn fassungslos an. „Du meinst ...?“

„Ja, ich meine!“, zischte Schnapp verärgert. „Und jetzt tu endlich was oder wir sind erledigt!“

„Du meinst, ich ... ich muss mir nur etwas wünschen ... und schon geschieht es?“, vergewisserte sie sich.

„Das ist zwar die Kurzfassung, aber: ja“, antwortete Schnapp und deutete heftig in Richtung der näher kommenden Reiter. „Lass dir ruhig Zeit. Du kannst ja die Jungs da hinten fragen. Ich bin sicher, sie erklären dir gerne alles. Wenn du das nicht willst, dann tu etwas!“

Die Panik in seiner Stimme war kaum noch zu überhören und ganz sicher war sie berechtigt, aber trotzdem fiel es Rebekka immer schwerer, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

„Du meinst also, ich ... ich muss mir einfach nur wünschen, dass wir ein Pferd bekommen?“, murmelte sie. „Das ist schon alles? Ganz gleich was für eins?“

„Vielleicht nicht ganz gleich, aber ...“, begann Schnapp, brach dann jedoch mit einem erschrockenen Keuchen ab und riss die Augen auf. Rebekka hätte nicht sagen können, ob der Ausdruck auf seinem Gesicht Unglauben oder pures Entsetzen war.

Aber sie konnte ihn durchaus verstehen, als sie sich umdrehte.

Vor einem Augenblick war die Grasebene hinter ihnen noch leer gewesen. Jetzt stand da ein Pferd.

Nun ja, jedenfalls nahm Rebekka an, dass es ein Pferd war. Ganz sicher war sie nicht.

Das Ding sah aus wie eine Kreuzung zwischen einem zu klein geratenen Pferd und einer zu groß geratenen Ziege. Sein struppiges, schlammbraunes Fell begann an zahllosen Stellen auszufallen. Eines seiner Ohren war abgeknickt und hing traurig herunter und seine Augen trännten ununterbrochen. Der Klepper war so dürr, dass man jede einzelne Rippe unter seinem Fell erkennen konnte, und er hatte das schlimmste Hohlkreuz, das sie jemals bei einem Pferd gesehen hatte.

„Was hast du denn jetzt schon wieder gemacht?“, jammerte Schnapp.

„Wenn ich das wüsste“, flüsterte Rebekka. Aber das Schlimme war, dass sie es im Grunde sehr wohl wusste. Als Schnapp nach einem Pferd gefragt hatte, da hatte sie ganz automatisch nicht nur an ihre Ferien auf dem Reiterhof gedacht, sondern auch an ein ganz

spezielles Pferd. Nicht an eines von denen, auf denen sie geritten war, sondern an das erste Pferd, das ihr nach ihrer Ankunft dort entgegengekommen war: einen fünfzehn Jahre alten Klepper, mehr tot als lebendig, der auf dem Reiterhof sein Gnadenbrot bekam; Liebling aller Kinder, weil er so zutraulich wie ein Hund war.

Aber zum Reiten?

Nein, das war unmöglich!

Rebekka schloss die Augen und konzentrierte sich mit aller Macht auf das Bild eines riesigen, gepanzerten Schlachtrösses mit starken Muskeln und kraftvollen Beinen, ein Tier, das schneller als der Wind rannte und keine Müdigkeit kannte. Sie öffnete die Augen und blinzelte verwirrt in das trübselige Pferdegesicht dieses wahren Albtraumes von Klepper, der vor ihr stand.

„Oh“, sagte sie.

„Vergiss es“, maulte Schnapp. „Aber ein kleiner Tipp für die Zukunft: Überleg dir lieber genau, was du dir wünschst. Du könntest es bekommen, weißt du?“ Er schüttelte verärgert den Kopf und ging auf das Pferd zu, aber als er die Hand nach dem Zügel ausstreckte, legte der Hengst auch noch sein gesundes Ohr an, machte einen Schritt zurück und bleckte die Zähne; als wäre er wirklich ein erschrockener Hund.

„He, komm gefälligst her!“, verlangte Schnapp.

Der Hengst wich noch weiter zurück und begann drohend mit dem rechten Vorderhuf im Boden zu scharren und Schnapps Entschlossenheit geriet sichtlich ins Wanken.

„Vielleicht hilft ja gutes Zureden“, sagte er mit einem fragenden Blick in Rebekkas Richtung. „Wie ist sein Name?“

Rebekka drückte einen Moment herum. „Hmm.“

„Hmm?“, wiederholte Schnapp.

„Nein“, gestand Rebekka. „Er heißt ... ähm ...“ Wie der Hengst wirklich hieß, wusste sie nicht. Sie und die anderen Kinder auf dem Reiterhof hatten ihn damals bei einem Namen gerufen, der ihnen passend vorgekommen war.

„Salami“, sagte sie unbehaglich. Das intakte Ohr des Hengstes stellte sich auf und er kam einen Schritt auf sie zu.

„Salami?“, wiederholte Schnapp und runzelte die Stirn. „Das ist ein komischer Name für ein Pferd ... Bedeutet er etwas?“

„Nein“, versicherte Rebekka hastig. „Gar nichts. Bestimmt!“

Der Hengst sah sie vorwurfsvoll an, kam aber trotzdem näher und stupste sie mit seiner feuchten Nase an. Anscheinend hielt er sich tatsächlich für einen Hund.

„Wie du meinst“, seufzte Schnapp. Er klang nicht besonders überzeugt. Trotzdem hob er die Hand, schnippte mit den Fingern und rief: „Salami, komm her!“

Der Hengst drehte ihm zuerst das rechte Ohr und dann den Kopf zu und trottete schließlich gehorsam zu dem Zwerg hin, und Schnapp schwang sich mit einer raschen Bewegung auf seinen Rücken.

„Worauf wartest du?“, fragte er und deutete auf die freie Stelle vor sich im Sattel.

Vielleicht darauf, dass dieser verrückte Albtraum endlich zu Ende ist und ich aufwache, dachte Rebekka. Aber das sprach sie nicht aus, sondern sie zuckte nur mit den Schultern und schwang sich vor dem Zwerg auf den Rücken des Pferdes. Der Hengst ächzte, und eine halbe Sekunde lang erwartete Rebekka ganz ernsthaft, dass er einfach unter ihrem Gewicht zusammenbrechen und alle viere von sich strecken würde wie eine Figur aus einem alten Zeichentrickfilm. Aber das Wunder geschah: Das Pferd fand mit einem hastigen Schritt sein Gleichgewicht wieder und machte eine rasche, ungeschickte Bewegung in Richtung der Berge.

„Bevor du irgendetwas sagst!“, keuchte Schnapp. „Kann es sein, dass Salami in Wahrheit schneller als jedes Rennpferd läuft?“

„Eigentlich ...“, begann Rebekka.

„Aber es wäre doch immerhin möglich, oder?“, unterbrach sie Schnapp. Irgendwie, fand Rebekka, hörte sich seine Stimme schon fast hysterisch an.

„Möglich schon“, räumte Rebekka ein, „aber ...“

„Na also!“, unterbrach sie Schnapp. „Worauf warten wir dann noch?“

Rebekka sah ihn verstört über die Schulter hinweg an – und Salami sprengte so überraschend und schnell los, dass sie rücklings aus dem Sattel geschleudert worden wäre, hätte sie sich nicht noch im allerletzten Moment

an den Zügeln festgeklammert. Gut, ihr Hinterkopf knallte ziemlich unsanft gegen Schnapps Zähne, aber es hätte durchaus schlimmer kommen können.

Der Autor

Wolfgang Hohlbein, 1953 in Weimar geboren, ist der meistgelesene und erfolgreichste deutschsprachige Fantasy-Autor mit einer Gesamtauflage von weit über 20 Millionen Büchern. Der Durchbruch gelang ihm 1982 mit Märchenmond, das seinen Siegeszug in zahlreichen Ausgaben von den USA bis in den Fernen Osten bis heute ungebrochen fortsetzt. 1993 stand sein phantastischer Thriller Druidentor für ein volles Jahr auf der Spiegel Bestsellerliste, gefolgt von vielen anderen Titeln wie Anubis im Jahr 2005.

Das Gesamtwerk Wolfgang Hohlbeins umfasst mehr als einhundertfünfzig immer wieder neu aufgelegte Romane. Dabei deckt der mehrfach preisgekrönte Bestsellerautor die ganze Palette der Unterhaltungsliteratur ab - von Kinder- und Jugendbüchern über Romane und Filmbücher, von Fantasy über Horror bis hin zu historischen Stoffen. Der passionierte Motorradfan und Zinnfigurensammler lebt zusammen mit seiner Frau und Co-Autorin Heike, seinen Kindern und zahlreichen Hunden und Katzen am Niederrhein.

Die Co-Autorin

Heike Hohlbein hat seit dem schriftstellerischen Durchbruch ihres Mannes Wolfgang 1982 mit dem Jugendbuch "Märchenmond" zahlreiche Romane zusammen mit ihrem Mann veröffentlicht.